Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 17 (1884)
Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

№ 44.

Berner Schulblatt

Organ der freisinnigen bernischen Lehrerschaft.

Erscheint jeden Samstag. Bern, den 1. November 1884. Siebenzehnter Jahrgang.

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 5. 20, halbjährlich Fr. 2. 70 franko durch die ganze Schweiz. — **Einrückungsgebühr:** Die zweispaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Cts. — **Bestellungen:** Bei allen Postämtern, sowie bei der Expedition in Bern und der Redaktion in Thun

Der Lehrertag in Basel.

III.

Dienstag Vormittag um 8 Uhr hatten wir Gelegenheit, zu sehen, was in Basel im Turnunterrichte geleistet wird. In der Burgvogteihalle arbeiteten die Mädchenklassen und in der Turnhalle an der Teaterstrasse die Knabenklassen. Es war eine Freude zuzusehen, mit welcher Ruhe und Präzision die Übungen sich folgten, und man erhielt allgemein den Eindruck, dass auch in diesem Fache Tüchtiges geleistet werde.

Gleichzeitig fand im Bernoullianum ein zweiter Vortrag des Hrn. Prof. Hagenbach-Bischoff statt über physikalische Versuche in der Schule, der sehr stark besucht war. Mit grossem Interesse wurde bei dem darauf folgenden Gange durch die physikalische Anstalt den Erläuterungen des geehrten Führers zugehört.

Im Schulhause an der Teaterstrasse hielt Hr. Rudin einen Vortrag über den Handfertigkeitsunterricht. Es wurde uns überhaupt des Schönen und Guten so viel geboten, dass es zweckmässig gewesen wäre, wenn man sich hätte vervielfältigen können, um alles anzuhören und zu sehen.

Um 9½ Uhr fand die Generalversammlung in der Martinskirche statt. Nach dem Eröffnungsgesang „Wir glauben all' an einen Gott", begründet Hr. Pfr. Christinger von Hüttlingen in einem ausgezeichneten Referate seine Thesen über nationale Erziehung. Nach einem historischen Überblicke über die Verhältnisse im klassischen Altertum und im Mittelalter, betonte er, wie eigentlich erst Fichte in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation klar und bestimmt auf die Notwendigkeit einer nationalen Erziehung hingewiesen habe. Der grosse Denker, fährt Hr. Christinger fort, spendete dem Genius Pestalozzi's das grösste Lob. Auf ganz verschiedenen Wegen sind die beiden grossen Männer zu *einem* Punkte gekommen, wo sie sich gegenseitig die Hände reichten. Pestalozzi wollte die rein menschliche Erziehung und fand die nationale Erziehung, Fichte wollte eine nationale Erziehung und fand, dass sie untrennbar sei von der rein menschlichen. Beide bezweckten aber die Erhebung aller Glieder des Volkes zur Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit.

Das schweizerische Volk, so verschieden es auch in Abstammung, Sprache, Konfession und Sitten ist, besitzt aber doch gemeinsame Verbindungspunkte. Es gibt einen schweizer. Nationalgeist. Möge diese Tatsache doch ja nie vergessen werden, denn es geht eine wunderbare Kraft von ihr aus, zu verständigen und zu versöhnen. Unser Volk bedarf einer Fülle von geistiger Tätigkeit Wir haben keine Persönlichkeit, welche durch einen festen Willen die verschiedenartigen Glieder zusammenhält, das Volk muss es selber tun. Es muss desshalb erzogen werden zur Wehrhaftigkeit und zur Gesundheit. Der Einwurf, dass bei aller Tüchtigkeit das nationale Heer der Übermacht weichen müsste, kommt hier nicht in Betracht. So viel ist gewiss, dass ihm alle seine Hülfe nichts hilft, wenn es nicht sich selbst vertraut. Die nationale Erziehung muss aber auch Rücksicht nehmen auf eine verständige Tüchtigkeit, denn unser Land ist nicht so reich an Gaben der Natur. Die Schule muss deshalb hier der freien Tätigkeit des Volkes entgegenkommen. Endlich muss sich die nationale Erziehung auch die Aufgabe stellen, ein frommes und sittlich tüchtiges Volk zu bilden. Frömmigkeit und sittliche Tüchtigkeit sind in der Erziehung dasselbe; es ist deshalb verkehrt, wenn man den Zielpunkt der Erziehung, die Frömmigkeit streichen will. Es ist aber ebenso ungesund, wenn die Religion so überirdisch wird, dass sie alles Irdische verachtet, mithin auch unser irdisches Vaterland. Die sittliche Tüchtigkeit, der Charakter, ist eine der grössten Triebkräfte der Menschheit. Er zeigt uns den Menschen in der edelsten Gestalt. Lernen wir daher die Jugend einsehen, dass die Pflichterfüllung die höchste Forderung unseres Lebens ist.

Nichts entwickelt die Jugend schöner, als die Bewegungsspiele und das Turnen. Die Einführung des Turnens in die Volksschule und die freiwillige Tätigkeit in Turnvereinen ist daher ein erfreulicher Fortschritt. Zu bedauern ist jedoch, dass das Turnen zu frühe in den Dienst der militärischen Übungen treten muss. Die Fortbildungsschule sollte überall obligatorisch sein. Ihre Organisation wird je nach den örtlichen Verhältnissen eine verschiedene sein müssen. In Städten kann auch der Handfertigkeitsunterricht Gutes leisten. Auch für die Mädchen sollten Fortbildungsschulen errichtet werden, deren Besuch freiwillig wäre, und deren Aufgabe hauptsächlich wäre, tüchtige Hausfrauenbildung zu verbreiten, wodurch den zukünftigen Familien ein unschätzbarer Dienst geleistet würde.

Der Wert des Unterrichts kann nicht an der Masse der Kenntnisse gemessen werden; daher keine Überladung der Stundenpläne. Es ist nicht nötig, dass Hänschen *alles* gelernt habe; wenn es *anschauen* gelernt und Freude daran bekommen hat, so kann es auch als Hans noch viel lernen.

Aus mehrfachen Gründen ist eine Schwächung der sittlichen Kraft eingetreten. Viele warfen ihren Glauben weg, und es entstanden Menschen ohne innern Halt, ohne Hoffnung in den Trübsalen des Lebens. Die Genusssucht riss ein und als besondere Gestalt derselben der Alkoholismus. Das beste Mittel dagegen ist die Bildung des Charakters. Darum muss die Schule auf allen Stufen ihren Zöglingen klar und lebendig zum Bewusstsein bringen, dass alle Kenntnisse und Fertigkeiten noch nicht ein wahres Glück zu verschaffen mögen, sondern erst dann, wenn die sittlichen Eigenschaften hinzutreten. Das beste Mittel zur Charakterbildung ist der Religionsunterricht. Derselbe darf sich aber nicht in Widerspruch setzen zu den Forschungen der Wissenschaft. Gott wollte den Menschen nicht alle Wahrheiten in die Hand geben, sie sollten sich dieselben durch Arbeit und Nachdenken selbst suchen.

In den Kindern muss auch die Liebe zum Vaterland geweckt werden. Diese zeigt sich darin, dass man den Gesetzen des Landes Achtung und Gehorsam erweist, dass man bereit ist, zum Wohle des Gemeinwesens Opfer zu bringen. Darum muss man der Jugend sagen: Wartet nicht mit den Beweisen eurer Vaterlandsliebe, bis der Feind an der Grenze steht! Übet und bewahret eure Kraft; meidet die Genussucht und das Laster! Wenn wir zum Bewusstsein kommen, wir haben etwas an unserm Vaterlande, so wird in den Tagen der Prüfung unser Volk nicht zu Schanden werden, sondern gerüstet, mit Gottes Hülfe seine Ehre und Unabhängigkeit bewahren. Die lebhafte Anerkennung der Taten unserer Väter ist geeignet, die Liebe zum Vaterlande zu vermehren. Wir sollten deshalb ein schweizerisches Geschichtsbuch besitzen, das seinen Weg wie Bibel und Gesangbuch in alle Häuser fände. Die leeren Wände unserer Schulzimmer sollten mit den Abbildungen unserer nationalen Denkmäler und mit schönen Dichterworten und Inschriften versehen werden. Wir sind nicht reich, um schöne Taten und Tugenden mit kostbaren Denkmälern zu belohnen; aber könnte nicht vielleicht das stille Rütli nach und nach zu einer Gedächtnishalle hoher Verdienste um das Vaterland gemacht werden? — Die Beziehung zwischen Lehrern und Schülern sollte eine innigere werden, ein lebendiger Verkehr sollte sich zwischen ihnen anbahnen.

Die nationale Erziehung stellt auch hohe Forderungen an die Lehrer. In ihrem Bildungsgange muss alles Haschen und Jagen nach blossem Wissen vermieden werden; der Entwicklung und Befestigung des Charakters muss die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet werden. Es ist zu empfehlen, in den Seminarien nach den obersten Klassen hin grössere Freiheit eintreten zu lassen. Die Stellung des Lehrers muss eine unabhängige sein. Schweizerische Nationalität muss in der Regel von den Volksschullehrern gefordert werden. Mitglieder religiöser Orden können nicht am Unterrichte teilnehmen, wenn sie sich nicht den Gesetzen fügen, wenn sie nicht von schweizerischen Behörden geprüft und fähig befunden worden sind. Treten sie als eigene Korporationen auf, oder sind sie Ausländer, dann sind sie ganz auszuschliessen. Die Entscheidung Basels war deshalb eine durchaus richtige und notwendige. Was die Ordensschwestern anbelangt, die von der Liebe zu den Kindern und zu der Erziehung beseelt sind, die eine Prüfung zur Zufriedenheit abgelegt haben und sich den staatlichen Forderungen fügen, so kann man diese schon in ihrem Amte verbleiben lassen. Nur muss verlangt werden, dass nicht der gesammte Unterricht in ihren Händen liege, dass für die obern Klassen Lehrer angestellt werden. Es ist eine Forderung der Billigkeit, dass auch Privatschulen zulässig seien, sofern sie den nationalen Erziehungszweck nicht stören, sondern anerkennen und fördern helfen. Dass wir kein schweizerisches Schulgesetz haben, ist ein schwerer Mangel, denn aus diesem Umstande folgen grosse Ungleichheiten. Wir hoffen deshalb, dass doch noch der Weg zu einer schweizerischen Schulgesetzgebung gefunden werde. Bis dahin wollen wir unverdrossen und rüstig weiter arbeiten und tun, was in unsern Kräften liegt, um das grösste Hindernis der nationalen Entwicklung, den Schlendrian zu bekämpfen.

Hr. Schulinspektor Heer von Glarus eröffnet die Diskussion, indem er sagt, dass er sich nicht mit der Zulassung der Privatschulen einverstanden erklären könne. Er anerkennt, dass man das Recht der Errichtung derselben nicht bestreiten könne. Sie entstehen aber gewöhnlich aus Standes- oder konfessionellen Rücksichten. Die Erfahrung beweist, fährt Hr. Heer fort, dass es nur vom Guten ist, wenn sich die Kinder von allen Ständen gegenseitig kennen lernen. Die Schule soll vor allem darauf sehen, dass das religiöse Gefühl nicht verletzt wird, dass sie nicht dazu Anlass gibt, dass man ihr vorwerfen kann, sie zertrete und reisse das Heiligste nieder, das es in der Menschenbrust gibt. In der Schule gibt es aber absolut keine Religionsgebräuche. Hier sollen die Kinder herangebildet werden zu dem Gedanken der reinen Sittlichkeit, es soll in ihnen Achtung und Pietät gegen Andersgläubige gepflanzt werden. Von diesem Standpunkte aus kommt Hr. Heer zu dem Schluss, dass es unsere Aufgabe für die Zukunft sei, durch die ganze Herausentwicklung der Staatsschule der Errichtung von Privatschulen vorzubeugen, so dass mit der Zeit die Notwendigkeit dahinfalle, solche Sonderanstalten zu gründen. Er sagt ferner, dass noch viele Unterschiede in unserem Lande bestehen, über die wir uns nicht so leicht hinwegsetzen können, daher sei es Aufgabe der nationalen Erziehung, dahin zu wirken, dass diese Unterschiede immer mehr verschwinden, und mit ganzem Herzen stimmt er mit dem Wunsche des Hrn. Referenten überein, dass unsere Schule immer mehr den sittlichen Charakter unseres Volkes zu bilden im Stande sein möchte.

Herr Seminardirektor Gunzinger von Solothurn, als Vertreter eines katholischen Kantons, wünscht an der Stelle der religiösen Bildung, welche in der neuern Zeit identisch geworden sei mit der konfessionellen, die ideale Bildung. In die Form der Sittenlehre können wir alles das hinein bringen, was für die Ausbildung des Charakters nötig sei. Er schliesst mit der Aufforderung, nicht kleinmütig, aber auch nicht gutmütig zu sein, damit man nicht mit uns ein Spiel treibe.

Herr Schulinspektor Wyss von Burgdorf glaubt, man würde mit der Einführung der Sittenlehre grossen Anstoss erregen. Er spricht sich deshalb für einen toleranten Religionsunterricht aus. In der Überzeugung, dass der Geschichtsunterricht ein vorzügliches ethisch bildendes Unterrichtsmittel sei, betont Hr. Wyss ferner die Umgestaltung und Vermehrung desselben.

Herr Seidler in Mollis tritt für den Standpunkt des Herrn Heer ein. Die Religion, welche die Schweiz getrennt habe, könne kein Erziehungsmittel sein.

Herr Referent Christinger möchte nicht auf das bewährte Erziehungsmittel des Religionsunterrichtes verzichten, weil es möglicherweise Anfechtungen hervorrufen könnte. Man würde sich über die Folgen des Ausschlusses der Religion aus der Schule täuschen. — Wenn er schon die Privatschulen zulassen möchte, so sei er doch kein Freund derselben; jedenfalls dürfen diejenigen, welche

solche erstellen, nicht von der Steuer an die Staatsschulen ausgeschlossen werden.

Nachdem noch Herr Tanner den von Schulfreunden in Bern gegründeten Kinderfreund, welcher beabsichtige, gegen die Traktätchenliteratur Front zu machen, den schweizerischen Lehrern zur Beachtung empfohlen hatte, erklärte Hr. Präsident Burkhardt die Verhandlungen als geschlossen, und es blieben nur noch die statutarischen Geschäfte des schweizerischen Lehrervereins durch die Mitglieder desselben zu erledigen.

Es erfolgte zuerst Rechnungsablage durch Herrn Sekundarlehrer Utzinger in Neumünster, worauf Herr Schulinspektor Heer in Mitlödi, Kts. Glarus, als Präsident des Zentralvorstandes über die Tätigkeit desselben Bericht erstattete. Zur Frage der Wahl des nächsten Festortes übergehend, teilte Herr Heer mit, dass die Hoffnung, St. Gallen werde den nächsten schweiz. Lehrertag übernehmen können, in die Brüche gegangen sei, dass auch Chur eine ablehnende Haltung einnehme und dass daher wohl nichts übrig bleibe, als die Wahl des nächsten Festortes dem Vorstande zu überlassen, was denn auch beschlossen wurde.

Von den 9 Mitgliedern des Zentralausschusses befanden sich 5 im Austritte, nämlich die Herren Heer, Dula, Rüegg, Daguet und Utzinger. Auf den Vorschlag des Herrn Erziehungsrat Näf wurden sämtliche wiedergewählt, und damit waren die statutarischen Geschäfte erledigt.

Beim Mittagsbankett brachte den ersten Toast Herr Waisenvater Schäublin auf die getreue Pflichterfüllung, das Dienen, dessen sich besonders der Lehrer zu befleissen hat, denn wer nicht dienen und gehorchen gelernt hat, kann auch nicht befehlen.

Nachdem die Versammlung das Lied: „Stehe fest o Vaterland“ gesungen hatte, überbrachte Herr Schulinspektor Joost aus Paris den Gruss der Nachbarrepublik. Er dankte ferner für Basels Gastfreundschaft und die Bestrebungen dieser Stadt für allseitige Hebung des Schulwesens. Sein Hoch gilt den beiden Schwesterrepubliken Frankreich und der Schweiz.

Unter lautem Beifall, Trommelwirbel und Tuschen der Musik bestieg Bundesrat Schenk die Rednerbühne. Er verdankt vorerst die vom Organisationskomite erhaltene Einladung. Als Vertreter des Bundesrates entbietet er allen Anwesenden eidgenössischen Gruss und versichert sie der vollen Sympathie der Bundesbehörde. Spezielle Instruktionen habe er keine erhalten; seine Rede sei das freie Wort eines vom Ernste, von der Wichtigkeit dieser Tage erfüllten Mannes.

Vor 2 Jahren, fährt er fort, als die schweizerische Lehrerversammlung in Frauenfeld tagte, da brauste eben der bekannte Schulstreit durch's Schweizerland. Die Bundesversammlung hatte beschlossen, es solle eine genaue Untersuchung der Schulverhältnisse mit Rücksicht auf die Bestimmungen des Art. 27 der Bundesverfassung vorgenommen werden, damit hierauf gestützt ein Gesetz ausgearbeitet werden könne. Zur Vornahme dieser Arbeit war eine besondere Beamtung in Aussicht genommen, der bekannte Schulsekretär. Dagegen erhob sich aus allen Gegenden eine grossartige Opposition. Ein hitziger Kampf wurde dagegen geführt mit Wahrheit und Irrtum, mit wenig Wahrheit und unendlich viel Irrtum. Trotz der Verwerfung des Schulsekretärs wurde sachlich nicht viel geändert; die Materialien zu einer genauen Kenntnis der schweizerischen Volksschule im allgemeinen und im Verhältnis zu den Bestimmungen des Art. 27 sind gesammelt ohne Schulsekretär. Der Art. 27 erhob sein Haupt nach wie vor, wenn er angerufen wurde. Die pädagogische Prüfung der Rekruten liefert die Beleuchtung der Schulverhältnisse wie gewohnt. Gleichwohl hat sich seither sehr vieles geändert. Nicht zwar auf Seite derjenigen, welche am 26. November unterlagen, wohl aber auf Seite derjenigen, welche damals siegten. Im Schulstreite behaupteten selbst die Gegner ihre aufrichtige Treue zum Art. 27; heute steht dieser Artikel auf ihrem Revisionsprogramm. Damals wurde der Gedanke, diese Bestimmungen gesetzgeberisch auszuarbeiten, als eine Anmassung gebrandmarkt; damals begnügte man sich, über den bedrohten Lehrschwestern und ähnlichen Instituten den schützenden Schirm auszubreiten; heute wird nach der modernen Schule der Streich geführt. Was das bedeuten soll, sehen wir daraus, dass der Fall der belgischen Schule von ihren Organen mit unverhehltem Frohlocken begrüsst wird. Ferne sei es von mir, den guten Absichten und der Vaterlandsliebe derer unserer Mitbürger, welche unserer Schule ein ähnliches Schicksal bereiten möchten, zu nahe zu treten. Es kann eines freisinnigen Mannes Sache nicht sein, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber je ernster wir erfassen, was erstrebt wird, desto fester und bestimmter wird unsere ablehnende Haltung. Tief gehend und fast unheilsam ist der Schaden, welchen die ausschliessliche Herrschaft der Kirche über die Schule anrichtet. Es stehen uns im eigenen Lande und in andern Staaten aus alter und neuer Zeit reichliche Erfahrungen zu Gebote. Die bürgerliche Schule, welche keinen konfessionellen Charakter hat und keinen haben kann, weil sie Allen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses offen steht und offen stehen muss, ohne sie in ihrem Glaubensbekenntnisse zu verletzen, hat ihre Schwierigkeiten. Aber gewiss leisten Diejenigen dem Lande einen schlechten Dienst, welche in den Ruf nach grösserer Freiheit der Gemeinden und Eltern gegenüber der Schule mit einstimmen. Lasst Euch durch die Angriffe dieser Zeit auf die Schule nicht beirren! Trachtet darnach, das überlieferte Erbteil unversehrt zu erhalten und diese Schule nach allen Richtungen, ihrem hohen Zwecke entsprechender zu gestalten! Lasst Euch dadurch nicht beirren, dass neben dem schweizerischen Lehrerverein und ihrem demonstrativen Bemühen ein christlicher Lehrerverein gegründet wurde! Gehört es ja doch zu dem Triumphe derer, welche Schule und Kirche desorganisiren, dass sie neben die Kirche der Gemeinden ihre Kapellen setzen. Lasst sie den Namen für sich in Anspruch nehmen; wir aber, zeigen wir ihnen durch unser wahrhaftiges, pflichtgetreues, opfermutiges Tun, dass wir den Kernpunkt des Christentums richtiger erfasst haben. Mein Hoch gilt der freien, bürgerlichen, konfessionslosen, vom Staate geleiteten Volksschule; sie möge gedeihen!

Mit stürmischen Zurufen stimmte die Versammlung in dieses Hoch mit ein. Doch der Fluss der Rede war noch nicht versiegt. Mit schönen Worten toastirte Herr Prof. Hagenbach auf die Zusammengehörigkeit und Einigkeit der gesamten schweizerischen Lehrerschaft, indem er hoffe, dass in Zukunft alle schweizerischen Lehrer, vom Elementarlehrer bis zum Universitätsprofessor ohne Unterschied der Sprache und der Konfession dem schweizerischen Lehrerfeste beiwohnen möchten. Herr Wittwer, Sekundarlehrer in Langnau, brachte unsern Mitarbeiterinnen, den Lehrerinnen, ein Hoch. Herr Heer, Präsident des Zentralkomites des Lehrervereins, dankte für die in Basel empfangene Gastfreundschaft und toastirte auf die Einwohnerschaft Basels. Nachdem Herr Lehrer Senn von Basel ein humoristisches Gedicht in Basler Mundart vorgetragen hatte, dessen Hauptgedanke war, „vergesset

Basel nicht", bedauerte Herr Regierungsrat Burkhardt, dass die Stunden und Tage dieses schönen Beisammenseins so schnell vorübergeflogen seien. Er rief noch Allen ein herzliches Lebewohl zu und gab der Hoffnung Ausdruck, dass diese Tage Jedem in angenehmer Erinnerung bleiben und dass sie für unsere Schule segensreich wirken werden. Noch an das schöne Wort von Herrn Christinger, „dass von keinem Volke mehr verlangt werde, als von dem Schweizervolke, dass deshalb auch seine Erziehung die beste sein müsse", erinnernd, brachte er sein letztes Hoch auf die nationale Schule und ihre Lehrerschaft und erklärte hierauf offiziellen Schluss des XV. schweizerischen Lehrerfestes.

Damit hatten die schönen Tage, die wohl jedem Teilnehmer unvergesslich in der Erinnerung verbleiben werden, ihr nur allzu frühes Ende erreicht. —

Zum Schluss lassen wir noch die Inschriften folgen:

Im Sommerkasino:

Jenem köstlichen Saft, der uns von der Rebe gespendet,
Gleichet der wackere Mann, welcher die Jugend erzieht,
Feuereifer beseelt sie beide dieweil sie noch jung sind;
Rücket das Alter heran, werden sie milde und sanft.

In der Martinskirche:

Will ruh'n des Lehrers müde Hand,
Ein Trost ist ihm geblieben:
O schönes, schönes Vaterland,
Wie leicht ist's, dich zu lieben!

* * *

Jeder muss vom andern lernen
Auch die Sonne von den Sternen.
Soll ein Lied zu Herzen dringen,
Lernet von den Kindern singen.

* * *

Auch die heitersten Gesänge
Müssen adeln reine Klänge:
Frisch und fröhlich nur wird's klingen,
Lernt ihr froh gen Himmel singen.

* * *

St. Martin teilte sein Gewand,
Der Armen Not zu lindern.
O teilt ihr Lehrer so im Land
Das Herz mit euren Kindern.

Auf den Festweinflaschen:

Das erste Glas den Durst uns stillt,
Das Zweite mehrt die Freude;
Bist Du vom rechten Geist erfüllt,
So schätze alle beide:
Der Brodkorb soll's allein nicht sein,
Der Dich zum Studium ladet ein!

Die Übersiedlung des Seminars.

Öde und leer starren uns heute die sonst so belebten Klosterräume in Münchenbuchsee entgegen. Die fröhliche Schaar hat Donnerstag den 16. Oktober mit fliegender Fahne und hellem Sang die altgewohnten Räume verlassen und ist in ihre neue Heimstätte eingezogen, in das „grosse Haus" in Hofwyl, das so stolz vom Hügel herab in die Lande hineinschaut. Seminar „Hofwyl", so wird es in Zukunft heissen, und wenn der mit den ehemaligen Verhältnissen Vertraute des Seelands Gauen zufährt, so wird er andere Gesichter erblicken, wenn er seine Augen unterhalb Buchsee dem „Musterschulhaus" zuwendet. Die Leser des „Schulblattes" werden es uns wohl Dank wissen, wenn wir im Folgenden ihnen eine kleine Schilderung der bascheidenen und doch für unsere Lehrerbildungsanstalt so bedeutungsvollen Umzugsfeierlichkeit zu geben versuchen.

Kurz vor zwei Uhr Nachmittags sammelten sich im Musiksaale des Seminars die Abgeordneten der h. Regierung (HH. Dr. Gobat, Räz, v. Wattenwyl) der Staatswirtschaftskommission (HH. Imer und Ballif), sowie die Mitglieder der Seminarkommission, nebst der Lehrerschaft und den Zöglingen des Seminars und einer kleinen Anzahl übriger Teilnehmer. Nachdem die Seminaristen die Motette „der Mensch lebt und bestehet", von Nägeli, zur Eröffnung vorgetragen hatten, ergriff der Präsident der Aufsichtskommission, Hr. Pfarrer Ammann das Wort. Tief bewegt erinnerte er an die bekannten Beschlüsse, welche den seit Jahren gehegten Wünschen betreffend Verlegung des Seminars in zweckmässigere Räume endlich zur Verwirklichung geholfen, und knüpfte daran Betrachtungen, was die nun bald leeren Räume seit mehr als einem halben Jahrhundert für unsere Schule, für das ganze Volk gewesen seien. Er gedachte der Stürme, die über unsere Anstalt gegangen, und mahnte daran, dass gerade aus diesem Saale so manchmal energisch Protest erhoben worden sei gegen jene masslos-ungerechtfertigten Angriffe, die dem freisinnigen Seminar den Untergang zu bereiten suchten. Wehmutsvoll gedenken wir all' jener treuen Kämpfer, die in unentwegtem Pflichtbewusstsein an dieser Stätte wirkten; mit fröhlichem Behagen auch denkt manch einer an alle heitern Stunden zurück, die er hier zubrachte, an jene harmlosen Scherze, die heute eine Quelle unerschöpflichen Humors in bernischen Lehrerkreisen bilden. Was haben uns denn diese Räume getan, dass wir sie jetzt verlassen wollen? Ist es nicht Undank gegen sie und ihre Bewohner der letzten 50 Jahre, ihnen schnöde den Rücken zu wenden, um einen stolzen Bau zu beziehen, gegen welchen die alten Klostermauern bescheiden zurücktreten müssen? — Und dennoch scheiden wir! Nicht mit undankbaren Herzen; wir wissen, was das Seminar uns seit seiner Eröffnung gewesen ist und geboten hat und anerkennen es mit freudigem Danke, aber erhöhte Anforderungen werden heutzutage an die Schule und den Lehrer gestellt, die eine Veränderung in den Verhältnissen der Lehrerbildung ebenso gebietrisch erheischen. Möge des Höchsten Schutz über den alten und den neuen Räumen walten! Er segne unsern Ausgang hier und unsern Eingang drüben in Hofwyl!

Die alte, liebe Fahne voran, unter dem muntern Liederschall der Seminaristen fand der Auszug aus dem „Hofe" statt. In Hofwyl angelangt, sammelten sich die Teilnehmer in dem Musiksaale des neuen Seminars. „Hoch tut euch auf" (von B. Klein) sangen die Zöglinge und eröffneten so in weihevoller Weise den Einzug in's neue „Heim". Herr Erziehungsdirektor Gobat übernimmt im Namen des Staates und der Regierung das schöne Haus und übergibt es zugleich dem deutschen bernischen Lehrerseminar. Redner spricht seine hohe Freude aus über die so baldige Erfüllung des Wunsches, den er vor kaum einem Jahre an der Jubelfeier des Seminars ausgesprochen. Er hegt grosse Hoffnungen für dasselbe, weil es an die Stätte verlegt worden, wo der grosse Fellenberg gewirkt hat. Dieser Mann sei unser Vorbild, damit unsere Schule den Bedürfnissen des Volkes je mehr und mehr zu entsprechen im Stande sei. Man hat von verschiedener Seite den Einwurf gehört, das grosse, palastähnliche Haus sei zu schön für das Seminar. Ist denn das Gefühl für das Schöne nicht allen Ständen innewohnend, dem Sohn des Reichen, wie dem Kinde des Minderbegüterten, aus dessen Familie sich das Seminar vorwiegend rekrutirt? Und

soll denn nicht die Erziehung zum Schönen, zum Ideal führen? So bildet sich gewiss im schönen Hause der Sinn für das Ideale am besten aus, und der in diesem Hause herangebildete Lehrer nimmt Sinn und Begeisterung für alles Hohe mit in's Land und Volk hinaus. Daran knüpft sich wohl in natürlicher Weise die Mahnung, zu dem anvertrauten schönen Gute Sorge zu tragen, die Mahnung zur Ordnung und zum Frieden, wie sie auch ferner in der Anstalt herrschen mögen. Redner schliesst mit dem Wunsche auf die glückliche Zukunft des Seminars, das in seiner neuen Wohnstätte in Glück, Frieden und fortschrittlichem Sinne zum Wohl der Schule wirken möge.

In tiefer Bewegung übernimmt Hr. Seminardirektor Martig das schöne Gebäude im Namen des Seminars. Er tut es mit warmem Dank gegen Regierung, Staatswirtschaftskommission, Grossem Rate und dem ganzen Volke. Ja, das Seminar empfindet hohe Freude an dem zweckmässigen Hause, seinen weiten lichterfüllten Säälen, seinen hohen Gängen, seiner Aussicht auf die schneeigen Alpen, den blauen Jura, in's ganze liebe Bernerland. Sollte diese neue Wohnstätte ohne Einfluss bleiben auf den Geist, der hier walten soll? Gewiss nicht! Den Geist der Einfachheit, der uns in der alten Heimat beseelt hat, haben wir freilich mit hinübergenommen; dieser Geist soll uns auch im neuen Hause nicht verlassen, nein, sein Fortwirken in uns soll auch ein Zeichen der Dankbarkeit an die soeben verlassenen Räume sein. Wir wollen den Faden, den wir in Münchenbuchsee angeknüpft haben, hier weiter spinnen, und möge so Hofwyl auch eine Heimstätte sein für diejenigen, welche in früheren Jahren in den alten Klosterräumen die Vorbildung zu ihrem Berufe empfangen haben. — Hr. Martig führt im Weitern einzelne Punkte aus den Ideen Fellenbergs, der unser Vorbild hier sein soll, und nennt als solche Grundgedanken:

1. Eifrige Förderung der Bildung aller Stände,
2. Praktische Richtung der Bildungsbestrebungen, und
3. Der ideale Zug in Fellenbergs Tätigkeit.

Den ersten Punkt betreffend, hebt Hr. Martig in trefflicher Weise hervor, wie den Kindern des Geringsten (Wehrlischule) und den Söhnen der Mächtigsten (sogen. Institut) dasjenige geboten wurde, was nach Fellenbergs Anschauungen dem betreffenden Stande passte. So möge denn auch das Seminar in dem Geiste allgemeiner Menschenbildung fortdauern. Zweitens soll die Lehrerbildung eine praktische sein. Ein praktischer Lehrer ist nicht derjenige zu nennen, dem man eine grosse Routine in einer gewissen Methode als Vorzug nachrühmt, sondern derjenige, der im Besitze einer gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung und darum im Stande ist, den mitzuteilenden Unterrichtsstoff auch denkend durchzuarbeiten. Mittelpunkt der Lehrerbildung in praktischer Hinsicht muss sein, die Zöglinge zu befähigen, dass sie den Bedürfnissen und Wünschen der Schulgemeinden unseres Landes zu entsprechen im Stande sind. Drittens bleibe unserer Anstalt auch der ideale Zug, der ihr bis jetzt nicht gefehlt. Wie Fellenberg über Zeit und Raum hinausblickte und in allgemeiner Volksbildung das Ankommen glücklicher Zustände sah, so halten auch wir, die Lehrerbildung betreffend, die Fahne hoch: nie fehle dem Lehrer der ideale Schwung. Liebe zur Schule, zu den ihm anvertrauten Kindern, zu den Zwecken seines Berufes! Aber Gott ist die Liebe, alle Idealität hat ihren Grund in dem Höchsten. In seinem Namen wollen wir das Werk beginnen, mit seiner Hülfe weiterführen. Mit der Aufforderung an Lehrerschaft und Zöglinge, wie bisher vereint in Liebe und Treue zu wirken, schloss der Redner seine gehaltvolle Ansprache.

Wie zur Bekräftigung des Gelübdes freudigen Weiterschaffens ertönte das schöne Lied „Brüder reicht die Hand zum Bunde". Dann ging's zur Besichtigung der weiten Hallen. Von der Küche und des Kellers Gründen, durch die Lehrsääle und Klavierzellen, Direktor- und Lehrerwohnungen bis hinauf zu den Schlafzimmern, in deren Nähe Papa Glaser nunmehr seine freundliche „Bude" hat, ja bis unter das Dach hinauf, wurde alles gehörig ins Auge gefasst. Eine Beschreibung der Einteilung und Einrichtung gehört nicht hieher. Die bernische Lehrerschaft wird es sich nicht nehmen lassen, dem Seminar Hofwyl bei den alljährlich sich bietenden Anlässen ihre Visite zu machen, und wir sind überzeugt, all' die Besucher werden daselbst ebenso herzlich willkommen sein, wie weiland in Buchsee.

Eine einfache Collation vereinigte die Anwesenden nach dem Rundgange wieder in dem Musiksaal. Turnvater Niggeler ging in seinen Erinnerungen fünfzig Jahre zurück, zeichnete seinen Bildungsgang, den er nicht in Hofwyl beginnen konnte und mahnte zu treuer Arbeit, die erst den Schullehrer zum Schul*meister* macht. Er toastirt auf den Geist der Arbeit von Münchenbuchsee und Hofwyl.

Zum Worte aufgefordert, gibt Hr. Seminarlehrer Glaser einige Züge über seinen Eintritt und seine Wirksamkeit als Lehrer in Hofwyl (1838—41). Er hat damals manches von Fellenberg persönlich gesehen und gehört, ohne ganz in den Geist des grossen Mannes gedrungen zu sein. Spätere Beobachtungen und reiferes Denken haben ihn zur Wahrheit von Fellenbergs Idee gebracht. Fellenberg glaubte an die providenzielle Bestimmung der Schweiz, ein Musterstaat im Schulwesen zu werden für alle zivilisirten Völker des Erdballes.

Gegen sechs Uhr begann sich der Saal zu leeren; die Abendzüge führten die Teilnehmer an der freundlichen bescheidenen Feier der Heimat zu, wohl jeden mit dem Bewusstsein, dass der heutige Tag einen wichtigen Punkt bezeichne in der Geschichte unseres Seminars und der Schule überhaupt. Möge das geistige Licht aus den weiten Räumen, wo die Lehrerbildungsanstalt ein „würdiges Asyl" gefunden, in der nämlichen Weise wie bisher in's Bernerland hinausleuchten zur Aufklärung des Volkes, um dasselbe immer weiter hinanzuführen zu wahrer Befreiung und Beglückung!

Materialien zur Erläuterung deutscher Lesestücke.

(Fortsetzung und Schluss.)

IV. Besprechung über den Grundgedanken.

Da Wolf von Ringgenberg seine Untertanen auf unerhörte und unerträgliche Art behandelte und noch ärgere Tyrannei versprach, sie aber nirgends Klage führen und Recht suchen und finden konnten, so blieb den Leuten von Ringgenberg nur die Wahl, entweder sich unter das Tyrannenjoch zu beugen und jede Willkür und jeden Frevel zu erdulden oder aber sich selbst Recht zu verschaffen d. h. dem Tyrannen das Leben zu nehmen. Dies vollzieht der Baumeister, empört über die masslose Frevelhaftigkeit des Zwingherrn und aus Liebe zu seinen Mitbürgern, zu Recht und Freiheit. Er hat das Recht der

Notwehr ausgeübt, und wenn der Dichter in der letzten Strophe der Erzählung hinzufügt:

„Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im freien Schweizerland:
Seit half ihm Gott aus aller Not
Durch seiner Männer Hand“,

so spricht er damit den Gedanken aus, den er uns durch dieses Gedicht veranschaulichen will, nämlich: wenn die Freiheit, das höchste Gut eines Volkes, auf keine andere, weniger gewalttätige Art mehr erhalten und geschützt werden kann, so darf der Unterdrückte den Tyrannen töten. Dieses Recht ist ein göttliches Recht; aber Gott hilft dem Menschen nicht durch ein übernatürliches Eingreifen in den Lauf der Geschichte und der Geschicke, sondern durch die Hand des Menschen selbst. Schiller sagt im „Tell“ (II. Aufzug, 2. Scene, Vers 318—330) das Gleiche mit den Worten:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräusserlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst. —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt“.

Aber dieses „letzte Mittel“ darf erst angewendet werden, wenn kein anderes mehr Erfolg hat, und der Mensch soll, sobald er die Freiheit und das Leben gerettet, sich nicht durch den Sieg und die erwachenden Leidenschaften zu fernern nun unerlaubten Taten der Gewalt, also zu Verbrechen, hinreissen lassen, wie es in der grossen französischen Revolution und in dem Pariser Commune-Aufstand (1871) geschah. Die Leute von Ringgenberg aber, wie später die Eidgenossen, gaben durch die Art, wie sie sich ihrer Tyrannen entledigten, für alle Zeiten den sich selbst befreienden Völkern ein unvergängliches, ruhmvolles Beispiel der Selbstbeherrschung und Mässigung. (Vergleiche noch das Gedicht Schillers: „Wilhelm Tell. An den Churfürsten Erzkanzler“.)

V. Zwei Beschreibungen mittelalterlicher Burgen.

Wir teilen dieselben hier mit, weil sie uns 1) in sehr gelungener Weise mit der Beschaffenheit und den Einrichtungen solcher Bauwerke bekannt machen und 2) weil sich aus ihnen leicht die Disposition ausziehen lässt, nach welcher die Schüler andere, ihnen bekannte Burgen beschreiben können.

1. *Eine Burg des niedern Adels.*

(Von M. Lutz, in den „Ritterburgen“ I, 35 f.)

Nicht selten winkt dem Wanderer in der Schweiz noch eine Ruine einer alten Ritterburg von ihrem Felsensitze oder von dem Scheitel eines Waldhügels freundlich zu, emporzusteigen zu ihren zerfallenden Mauern und sich zu weiden am Anblicke des herrlichen Geländes, das sie einst beherrschte und das nun blühender geworden ist, seitdem straflose Gewalttaten grausamer Burgherren den wirtschaftlichen Bewohner nicht mehr schrecken. Jammernswürdig war allerdings das Schicksal des armen Landvolkes, das seinem Zwingherrn, wenn ihm eine Anhöhe gelegen schien, ein Kastell darauf anzulegen, Tag und Nacht an einem solchen Baue arbeiten und dessen Kosten noch obendrein tragen musste; allein noch trauriger war es für dasselbe, wenn es die schreckliche Erfahrung machen musste, dass die Kastelle nicht zu seinem Schutze, sondern ihm zur Plage, angelegt wurden.

Zur Vermehrung ihres Ansehens wie ihrer Festigkeit wurden sie gewöhnlich auf einem Felsen erbaut, der durch einen natürlichen oder durch Kunst gehauenen Burggraben von dem Berge selbst abgeschnitten war, und aus den zu diesem Zwecke weggebrochenen Steinen erhielt eine solche Burg auch ihren Baustoff.

Ein gevierter weiter Turm war die Wohnung des Burgherrn; um denselben lag der mit festen Mauern eingeschlossene Burghof, wo sich die gewöhnlichen Vorratskammern, eine Kapelle, die Stallungen der Pferde und die Wohnung aller männlichen Dienerschaft des Hauses befanden.

Der Turm selbst enthielt gewöhnlich vier Geschosse. Das unterste hatte keinen äussern Eingang; man stieg im Innern des Turmes aus dem ersten Stockwerke in dasselbe hinunter. Hier waren die Wein- und Vorratskeller, ein tiefer Sodbrunnen, und neben demselben befand sich noch ein grässlicher Kerker, der unter dem Namen eines Verliesses fast in allen alten Schlössern gefunden wird und in welchen man diejenigen Unglücklichen an Stricken hinabliess, deren man sich versichern oder entledigen wollte und denen man entweder Brod zur Fristung ihres Lebens hinunterwarf oder sie den Tod des Hungers oder der Verzweiflung sterben liess.

Das zweite Geschoss fasste eine Küche in sich, die dem Ganzen zum Eingang diente. Die Türe derselben war etwa fünfzehn Fuss hoch über dem Schlosshofe. Eine hölzerne Treppe war aussen angebracht, um hinein zu gelangen und in Zeiten der Gefahr konnte man diese Treppe wegnehmen. Die Küche war zugleich die geräumige Wohnung des weiblichen Hausgesindes, dessen Bettstellen in grossen Wandschränken verborgen standen.

Von hier führte eine schmale Wendeltreppe hinauf in das Wohnzimmer des Burgherrn und seiner Familie, welches gleichfalls den ganzen Geviertraum des Turmes ausfüllte und einen ungeheuren Ofen mit geräumigen Stufen enthielt, wo auch die Lagerstellen für sämtliche Familienglieder sich befanden. In den in die Mauer eingefügten Wandschränken lagen die Gerätschaften der Bewohner des Zimmers und die Kostbarkeiten derselben verwahrt, und bei den wenigen kleinen Fenstern bildete die grosse dicke Mauer noch ziemlich weite Kabinette und zugleich die Versammlungs- und Arbeitsplätzchen der Frauen des Hauses.

In dem obersten Stockwerke, in welches die vorerwähnte Wendeltreppe schliesslich hinaufführte, war das Besuch- oder Prunkzimmer, welches man den Rittersaal zu nennen pflegte. Hier stand ein grosses Kamin, und die Panzer, Schilde und Helme waren teils an den Wänden aufgehängt oder hingestellt. In diesem Saale, dessen Fenster mit bunten Glasscheiben geschmückt waren, wurden denn auch die Gelage und Mahlzeiten gehalten.

Über demselben zuletzt sass der Wächter auf der Warte und schaute von den Zinnen rings in die Umgebungen zu froher Verkündigung annähernder Gäste oder zu weckendem Aufruf bei dem Erscheinen verdächtiger, Gefahr drohender Haufen.

So waren die meisten Burgen und Burgtürme, die aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert kommen, mehr oder weniger beschaffen. An ihnen wurde schon mehr Regelmässigkeit wahrgenommen, als an den frühern,

also ältern Gebäuden dieser Art, von welchen wir noch hier und da Überreste erblicken, die diesen weder an Raum noch an Festigkeit gleich kamen, sondern das Gepräge und die Bauart einer erfahrungslosen Epoche an sich tragen und ihr Dasein aus dem tiefsten Mittelalter herleiten. Es ist freilich hier nur die Rede gewesen von den Wohnstätten des niedern Adels, der sich in grosser Zahl über die hevetischen Gaue verbreitete.

2. *Ein Schloss des höhern Adels.*

(Im „Sonntagsblatt des Bund", Jahrgang 1880 Seite 277 f., von J. J. Romang, geboren 1831 in Gsteig bei Saanen, gestorben 1884 in Genf).

St. Cergues.

Wo ragt das Schloss, wo trotzt der Wall?
Wo hohe Warte, wo Turm und Tor?
Wer trägt bei munterm Hörnerschall
Des Hauses uralt Banner vor?
Wer zieht im Schweise die Eimer dort
Aus schaurig tiefem Brunnenschacht?
Versunken Alles! Es kam die Nacht
Und scheuchte blühendes Leben fort.

Es kam ein Riesenweib, die Zeit,
Zerschlug am Tor das Wappenschild;
Es brach die Türme, die Mauer breit,
Und schwang im Hause die Fackel wild;
Es schlug die Ritter und Knappen tot
Und erlöste am Brunnen den armen Knecht;
Es würgte Geschlecht wohl auf Geschlecht:
Das wankende Alter, die Jugend rot!

So raste das Weib durch das Ritterhaus;
Die Steine trug es nieder zu Tal
Und baute dem Volke Häuser d'raus,
Gab *dem* in die Hand der Ritter Stahl.
Doch wecken die Trümmer trüben Sinn:
Kaum ragen sie noch aus Sträuchern empor,
Und manchmal wallt wie Trauerflor
Ein Wolkenschatten d'rüber hin!

* * *

St. Cergues, sancti Sergii villa, liegt 1046 Meter über'm Meere am Ausgange eines wilden, quer in den Jura eingeschnittenen Bergtales, durch welches eine 1759 und 1760 von Nyon aus durch die Berner angelegte, seither natürlich verbesserte Strasse in langgezogenen Krümmungen gegen Les Rousses sich hinaufwindet.

Südwestlich vom Dorfe, das sich in malerischer Lage an den Bergeshang hingebettet, erheben sich steile Felsen, welche auf ihrem Hochplateau dereinst ein mächtiges, den wichtigen Pass beherrschendes Schloss trugen. Man kann nicht sagen, dass dieses Schloss in Trümmern liege; denn selbst seine Trümmer sind bis auf wenige, unbedeutende Überreste verschwunden. Aus den Steinen des einst gewaltigen Baues wurde nach und nach der hübsche Flecken aufgeführt, welcher an die Stelle eines einst elenden, von Hörigen bewohnten und zu Füssen der Ritterveste liegenden Weilers getreten ist und heutzutage in den Sommermonaten zahlreiche Gäste aufnimmt.

Namentlich viele Genfer begeben sich dorthin in die Sommerfrische. An würziger Waldluft fehlt es nicht; die Berge, welche den Ort umstehen: La Prangine, Saint-Frego, Dôle, ferner die nahe liegenden Anhöhen La Roche aux Moulins und La Pointe des Roches geben Gelegenheit zu hübschen Ausflügen. Endlich ist der Schlosshügel in wenigen Minuten zu ersteigen und bietet eine wundervolle Aussicht über den ganzen Genfersee, die Kantone Waadt und Genf, das Chablais, einen Teil des Faucigny, die Savoyer-, Walliser- und Freiburgerberge, vor allem aber ein prachtvolles Bild des Montblanc und der ihn umstarrenden klippenartigen Nadeln und Zinken.

Die verschiedenen Bestandteile des ehemaligen Schlosses Saint Cergues hatten ein ungleiches Alter. Aus dem achten Jahrhundert stammte der grosse, nun gesprengte und fast ganz abgetragene Wartturm in der Nordecke der ehemaligen Burg. Allein schon die Römer hatten die Wichtigkeit dieses festen Postens und des daran vorüber führenden Bergpasses, zu würdigen verstanden. Der Schacht des Ziehbrunnens, sowie die Fundamente eines Turmes auf der Ostseite sind mit rotem römischem Cement ausgeführt und legen Zeugnis ab von einer befestigten Anlage zur Zeit der römischen Herrschaft über Helvetien.

Noch sind, stellenweise in den Felsen eingehauen, die Spuren des Weges vorhanden, welcher an der Nordostseite vom Tale zur Burg hinaufführte. Das heute von Trümmerspuren eingefasste Hochplateau bildet ein gewaltiges, gegen Nordwesten hin sanft ansteigendes Rechteck. Lassen wir die Bauten, welche diese oben abgeplatteten Felsenkuppen einst bedeckten, vor unserm innern Auge wieder emporsteigen.

Wo die Felsen nicht senkrecht abfallen, umgeben zwei breite, mit Zugbrücken versehene Gräben das Schloss; hinter dem zweiten Graben erhebt sich die hohe, mit Schiessscharten und vorstehenden Türmchen versehene Ringmauer. Im Innern steht das Hauptgebäude, die Wohnung des Schlossherrn auf der Südseite, das oberste Stockwerk durch kleine Brücken mit der Umwallung verbunden; wir sagen Umwallung; denn schon steht die Artillerie in ihrem Kindesalter, und man hat da und dort an der Mauer Bettungen aus Erde für die Geschütze angebracht. In diesem Hauptgebäude nehmen die Küche und geräumige Vorratskammern das Erdgeschoss ein. Ein gewaltiger runder Turm an der südlichen Ecke dient als Treppenhaus; wir steigen über die breiten, steinernen Staffeln hinauf ins erste Stockwerk und treten, nachdem wir einen geräumigen Korridor durchschritten, in den Rittersaal. Ein einziger, in der Mitte aufragender Steinpfeiler mit ausspringenden Tragbalken stützt dessen mächtiges Gewölbe. Decke und Wände sind mit Eichenholz getäfelt und reich mit kunstvollen Schnitzereien geziert.

Ein steinerner Ofen legt durch riesenhafte Verhältnisse davon Zeugnis ab, dass schon manche Riesin der umliegenden Wälder seinem unersättlichen Schlunde willkommene Nahrung geliefert, und in dem ihm gegenüber stehenden, durchaus ebenbürtigen Kamine prasselt ein lustiges Feuer. Der Wiederschein der Flamme spiegelt sich ab auf den blanken Rüstungen, an den aus Schilden, Schwertern, Streitäxten und Speeren gebildeten Trophäen; er umspielt mit wechselnder Beleuchtung die Schnitzereien tronartiger Stühle, die mit den Waffengruppirungen abwechseln mit den Jagdtrophäen, zu denen die Höhlen, Waldesgründe und Höhen des Jura ihre Bären- und Eberköpfe, ihre Hirschgeweihe und Rehzacken geliefert.

Gedämpftes Tageslicht fällt durch die Glasmalereien der Fenster herein und wirft sein buntes Farbenspiel auf den getäfelten Fussboden; denn das Wappen gar mancher verwandten Familie kam, dasjenige der Herren von St. Cergues in farbenprächtigem Kranze zu umgeben.

Über dem Kranze des Kamins gewahren wir in meisterhafter Schnitzerei den Reichsadler; darüber weht das Banner der Herrschaft; es weist im goldenen Felde einen schwarzen Turm, auf dem eine Frauengestalt eine

Fahne schwingt, mit dem stolzen Wahlspruch: „point ne descendrai!“

Fast eben so geräumig wie dieser Rittersaal ist der nebenan liegende Speisesaal; indessen ist er viel bescheidener ausgeschmückt.

Im zweiten Stockwerke, zu welchem die uns schon bekannte steinere Treppe des Eckturmes hinaufführt, befinden sich die Wohngemächer der Familie. Das Zimmer der Schlossfrau steht durch einen Korridor und eines jener kleinen Brückchen mit einem runden Türmchen auf der Südostseite der Ringmauern in Verbindung. Dieses Türmchen ist ohne Bedachung; sein mit Steinfliessen belegter Söller gewährt den freien Ausblick auf eines der schönsten Stückchen Erde.

An dieses massive Ritterhaus schliesst sich auf der Südwestseite, im rechten Winkel von ihm abspringend, vorerst ein langes, aber niedriges Gebäude. Die dem Hofe zugekehrte Seite dient als Waschhaus; die Seite gegen die Ringmauer hin bildet einen bedeckten Gang. Weiterhin erhebt sich ein hoher, fester Bau mit einem Glockentürmchen in der Mitte; er enthält die Rüstkammern, den Gerichtssaal und die Zimmer für Gäste. Von da biegt die Ringmauer gegen Nordwesten ab, und die Gebäude, welche den innern Hofraum umschliessen, folgen ihrer Richtung. Die Nordwestfront wird vom Gebäude der Kriegsleute eingenommen; es steht in Verbindung mit dem viereckigen Wartturm, der allerdings aus dem achten Jahrhundert stammt, sich als gewaltiger Wächter in die nördliche Ecke der Ringmauer hineingestellt hat und über die jäh abfallende Wand des Abgrundes hinausragt.

Auf der Nordostseite finden wir die Schlosskapelle und merkwürdigerweise dicht daneben ein geräumiges Lokal für Spiele, dann und wann für Trinkgelage und Tanzbelustigungen der Besatzung und des Schlossgesindes bestimmt. Man scheint es im Mittelalter mit der Sonntagsheiligung noch nicht so haarscharf genommen zu haben; Religion und weltliche Freuden wussten sich friedlich und redlich in den Feiertag zu teilen. Was für Gegensätze vermögen guter Wille und Humor nicht auszugleichen!

An den soeben beschriebenen Raum, den Schauplatz seltener Freuden, schliessen sich die geräumigen Stallungen an.

So sah es aus auf dem Schlosse von St. Cergues im Jahrzehnt, welches den Burgunderkriegen vorausging.

P. A. S.

Schulnachrichten.

Bern. -O.- Die Kreissynode Wangen versammelte sich ziemlich zahlreich den 22. Oktober abhin im Bad zu Wiedlisbach. Ein wohldurchdachter Vortrag von Freund E. in H. über „das melancholische Temperament und die Erziehung“ fesselte zuerst unsere Aufmerksamkeit, machte uns auf die Licht- und Schattenseiten dieses Temperamentes aufmerksam und gab Winke zu richtiger Behandlung desselben seitens des Erziehers.

Sodann wurden wir durch unsern Hrn. Schulinspektor mit der neuen Prüfungsmethode für die Primarschulen bekannt gemacht. Was dieses „Schablonisiren“ und „Tabellarisiren“ der Schule und ihren Leistungen für gute Früchte tragen wird!?

Die von unserer Synode angeregte Unterweisungsfrage wurde nun an die Schulsynode gewiesen.

Literarisches.

Zur pädagogischen Journalistik. (Eing.) Solche Lehrer oder Lehrerinnen, die eine jährliche Ausgabe von Fr. 12 für eine pädagogische Zeitschrift nicht zu scheuen haben, machen wir auf das *„Pädagogium“* von Dr. *Fr. Dittes* (Leipzig, Verlag von Jul. Klinkhardt) aufmerksam. Es ist dieses eine „Monatsschrift für Erziehung und Unterricht.“ Sie steht, wie von dem bekannten Herausgeber nicht anders zu erwarten ist, auf einer hohen Stufe der pädagogischen Wissenschaft, indem sie wertvolle Beiträge sowohl aus der Geschichte der Pädagogik, als aus Psychologie, Ethik und Didaktik bringt und überdies in die pädagogische Literatur einführt. Freie Forschung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Pädagogik ist die Losung dieser Zeitschrift. Soeben ist von ihr das 1. Heft des VII. Jahrgangs erschienen, welches u. A. eine gediegene Arbeit von Dr. Dittes über „Pädagogik als Wissenschaft“ nthält. (W.)

Zur Richtigstellung. Auf Pag. 149 des Berichtes über Gruppe 30 der Landesausstellung steht geschrieben: „Rhytmische Übungen sind in den *obern* Klassen nicht ohne Nutzen; die Grenze des Zweckmässigen wird jedoch überschritten, wenn geschichtliche Ereignisse, wie der *Plappartkrieg*, versifizirt werden.“

Mit diesem unglückseligen, versifizirten Plappartkrieg hat es nun folgende Bewandtnis:

Der Einsender dieser Richtigstellung ist laut Lehrplan gehalten, in der dritten Sekundarklasse die Schweizergeschichte zu behandeln. Bei der Durcharbeitung dieses Lehrstoffes kam er auch auf den Plappartkrieg zu sprechen, den er den Einzelheiten nach der Klasse erzählte. — Eine der Schülerinnen machte sich nun den *Spass*, zu Hause jene Episode in einige drollige Verse zu fassen und dieselben mit Erlaubnis des Lehrers wie andere Mitübungen in's Aufsatzheft zu schreiben. Ohne Schlimmes zu ahnen, wurde nebst andern auch dieses Heft der „Ausstellung der Schülerarbeiten“ einverleibt und richtig sticht der Berichterstatter diesen harmlosen dichterischen Versuch eines *16jährigen Mädchens* heraus und erteilt uns einen, gelinde gesagt, absolut *ungerechtfertigten* „Rüffel“, den wir anmit retourniren. — Im Übrigen wollen wir gern annehmen, der Berichterstatter habe mit seiner Notiz nicht den Verdacht erregen wollen, als treiben wir in unserer Schule *„Unsinn“* und schreiben den Schülern geschichtliche Themata etc. vor, die sie rhytmisch zu behandeln hätten. Wenn wir in den obern Klassen unserer Mädchenschule die Metrik kurz besprechen und dann den Kindern überlassen, ob sie versuchen wollen, einige *Verschen* zusammen zu stellen, so ist die Sache damit abgemacht. — Wir enthalten uns *weiterer* Bemerkungen. J. L. H.

Die Schulbuchhandlung Antenen, Bern

empfiehlt:

Schreibhefte

eigener Fabrikation, 21 Liniaturen, in bekannter schöner Qualität, **cartonnirte Hefte,** Zeichnenhefte, Buchhaltungshefte, **Musikhefte.**

Schreibmaterialien:

Schiefertafeln, Griffel, **Bleistifte,** steinfreie **Schulkreide, Stahlfedern,** Federhalter, beste **Schultinte.**

Zeichnungsmaterialien:

Zeichnungspapiere, in Bogen und Blättern, **Aarauer Reisszeuge** und andere zu **Fabrikpreisen, Reissbretter,** Reissschienen, Winkel, **ächt chinesische Touche** etc. (1)

Alles in **I. Qualität** zu den **billigsten** Preisen.

Ein Schullehrer

wird gesucht, nach *Baradero*, Südamerika. Eintritt sofort, oder auf Neujahr. Bleibende Anstellung, schöner Lohn, segensreiche Zukunft ist gesichert. (2)

Nähere Auskunft erteilt **Chr. Habegger**, Schmied in Wichtrach Ct. Bern.

Marti, Bruchlehre, das Dzd. à Fr. 4. 80. Schlüssel mit mündl. Beispiel 70 Cts. Die **Schlussrechnung** erscheint in 14 Tagen. Capitel: Landwirtschaft und Hauswesen, Handel, Gewerbe, Bankwesen, Buchhaltung, Raumlehre. (2)

☞ **Ein tüchtiger Primarlehrer** sucht für kommenden Winter prov. Anstellung.

Auskunft erteilt die Expedition dieses Blattes.

Verantwortliche Redaktion: **R. Scheuner,** Sekundarlehrer in Thun. — Druck und Expedition: **J. Schmidt,** Laupenstrasse Nr. 12, in Bern